



Friedensethik

„Die Religion in unserer Zeit macht mir den Eindruck eines großen afrikanischen Flusses in der trockenen Jahreszeit. Zwischen mächtigen Sandbänken sucht sich ein Wasser seinen Weg. Der Fluss besteht noch. Aber er füllt sein Bett nicht aus. Man kann nicht verstehen, dass er es einmal ausgefüllt hat, und nicht glauben, dass er es einmal wieder ausfüllen wird.“

Albert SCHWEITZER: Werke aus dem Nachlass. VI. Kultur und Ethik in den Weltreligionen, München 2001, 229.

Das Problem des Friedens in der heutigen Welt.

Rede bei der Entgegennahme des Nobelpreises in Oslo 1954

„Als Gegenstand des Vortrags, den zu halten mir als Empfänger des Nobel-Friedenspreises obliegt, habe ich das Problem des Friedens gewählt, wie es sich in der heutigen Zeit stellt. Ich glaube, damit im Sinne des hochherzigen Stifters zu handeln, der sich eingehend mit dem Problem beschäftigte, wie es zu seiner Zeit bestand, und von seiner Stiftung erwartete, dass sie das Nachdenken über die Möglichkeit, die Sache des Friedens zu fördern, wach erhalte. Seinen Ausgang nehme mein Vortrag von einer Darlegung der Situation, wie sie aufgrund der beiden hinter uns liegenden Kriege gegeben ist.

Die Staatsmänner, die in den auf die beiden Kriegen folgenden Verhandlungen die heutige Welt gestalteten, hatten keine glückliche Hand. Sie gingen nicht darauf aus, Zustände zu schaffen, die die Möglichkeit einer einigermaßen gedeihlichen Zukunft in sich trügen, sondern waren vor allem damit beschäftigt, die Konsequenzen aus der Tatsache des Sieges zu ziehen und festzulegen. Auch wenn sie eine bessere Einsicht besessen hätten, hätten sie sich von ihr nicht leiten lassen dürfen. Sie hatten sich als Vollstrecker des Willens der Siegervölker zu betrachten. Erwägungen über eine gerechte und zweckmäßige Gestaltung der Dinge durften sie nicht Raum geben. Sie hatten genug damit zu tun, zu verhindern, dass nicht das Übelste, was als Forderung des siegreichen Volkswillens auftrat, Tatsache würde. Auch darum hatten sie sich zu bemühen, dass sich die Sieger, dort wo ihre Ansichten und Interessen auseinandergingen, gegenseitig die erforderlichen Zugeständnisse machten.

Das Unhaltbare der Situation, wie es nun nicht nur die Besiegten, sondern auch die Sieger zu erfahren bekommen, hat seinen eigentlichen Grund darin, dass man dem geschichtlich Gegebenen und damit der Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit nicht die gebührende Geltung zugestand.

Das geschichtliche Problem Europas ist in der Tatsache gegeben, dass in früheren Jahrhunderten, vor allem von der sogenannten Völkerwanderung an, Völker aus dem Osten fort und fort nach dem Westen und dem Südwesten vordrangen und mit wechselndem Erfolg Land in Besitz nahmen. So kommt es zu einem Zusammenwohnen später zugezogener mit früher eingewanderten Völkern.

Im Laufe der Jahrhunderte findet dann teilweise eine Verschmelzung dieser Völker statt. Es grenzen sich neue, einigermaßen einheitliche Staatengebilde gegeneinander ab. Durch diese Entwicklung wird für den westlichen und mittleren Teil Europas ein in der Hauptsache definitiver Zustand erreicht. Dieser Prozess findet im 19. Jahrhundert seinen Abschluss.

Im Osten und Südosten ist die Entwicklung nicht so weit gediehen. Hier blieb es bei einem Zusammenwohnen von nicht miteinander verschmelzenden Völkerschaften. Jede kann ein relatives Recht auf den Boden für sich in Anspruch nehmen. Die eine kann dafür anführen, die älteste oder zahlreichste Bewohnerin zu sein, die andere die Verdienste, die sie sich um die Entwicklung des Landes erworben hat. Die einzige praktische Lösung wäre gewesen, dass die beiden Elemente dazu gekommen wären, nach einem sich ausbildenden, für beide annehmbaren Abkommen miteinander auf demselben Boden in einem gemeinsamen Staatswesen zu leben. Diesen Zustand hätten sie aber vor dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts erreichen müssen. Denn von da an beginnt eine immerfort verstärkende, folgeschwere Ausbildung des nationalen Selbstbewusstseins. Dieses erlaubt es den Völkern nicht mehr, sich von den geschichtlichen Tatsachen und von der Vernunft führen zu lassen. So hatte der erste Weltkrieg seine Ursache in den im östlichen und südöstlichen Europa gegebenen Verhältnissen. In der Neuordnung, wie sie sich nach den beiden Weltkriegen ergab, war weiterhin Stoff zu einem künftigen Krieg erhalten geblieben.

Stoff zu künftigen Kriegen bleibt da erhalten, wo bei einer Neugestaltung der Verhältnisse nach einem Kriege nicht das geschichtlich Gegebene in Betracht gezogen und eine im Sinne desselben sachliche und gerechte Lösung erstrebt wird. Denn nur diese kann die Gewähr des Dauerhaften in sich tragen.

Über das geschichtlich Gegebene setzt man sich hinweg, wenn man in dem Falle, wo zwei Völker miteinander geschichtliches Recht auf ein Land haben, nur das des einen anerkennt. Die Rechtstitel, die solche Völker in strittigen Gebieten in Europa für den Besitz des Landes geltend machen können, sind immer nur relative. Beide sind sie ja erst zu geschichtlicher Zeit eingewandert.

Einer Außerachtlassung des geschichtlich Gegebenen macht man sich auch schuldig, wenn man bei der Abgrenzung von neugeschaffenen Staatsgebilden den wirtschaftlichen Tatsachen nicht ihr Recht lässt. Diesen Fehler begeht man, wenn man eine Grenze in der Art festlegt, dass durch sie ein Hafen sein ihm natürlich zugehöriges Hinterland verliert oder dass eine Scheidewand zwischen dem Gebiete der Hervorbringung von Rohprodukten und dem für ihre Verarbeitung tauglichen und eingerichteten Orte aufgerichtet wird. Durch solch ein Verfahren entstehen Staatengebilde, die nicht in der erfordernten Weise wirtschaftlich lebensfähig sind.

In schlimmster Weise vergeht man sich gegen das Recht des geschichtlich Gegebenen, und überhaupt gegen jedes Recht, wenn man Völkerschaften das Recht auf das Land, das sie bewohnen, in der Art nimmt, dass man sie zwingt, sich anderswo anzusiedeln. Dass sich die Siegermächte am Ende des zweiten Weltkrieges dazu entschlossen, vielen Hunderttausend Menschen dieses Schickal, und dazu noch in der härtesten Weise, aufzuerlegen, lässt ermessen, wie wenig sie der ihnen gestellten Aufgabe einer gedeihlichen und einigermaßen gerechten Neuordnung der Dinge bewusst wurden.

Überaus bezeichnend für die Lage, in der wir uns nach dem zweiten Weltkrieg befinden, ist, dass auf ihn kein Friedensschluss folgte. Nur in Abkommen, die den Charakter von

Waffenstillständen hatten, kam er zu Ende. Weil wir einer auch nur einigermaßen befriedigenden Neuregelung der Dinge nicht fähig sind, müssen wir uns mit solchen von Fall zu Fall geschlossenen Waffenstillständen, von denen niemand weiß, was aus ihnen wird, zufrieden geben.

Dies die Lage, in der wir uns befinden.

Wie nun stellt sich uns das Problem des Friedens?

Es ist insoweit von besonderer Art, als der Krieg, wie er heute vor sich ginge, etwas anderes ist als der frühere. Er wird mit ungleich größeren Mitteln des Tötens und Zerstörens geführt als jener, und ist also ein größeres Übel als er je gewesen ist.

Früher konnte er als ein Übel angesehen werden, das als dem Fortschritt dienlich, vielleicht gar für ihn notwendig, hinzunehmen sei. Die Ansicht durfte sich hören lassen, dass durch ihn die tüchtigeren Völker sich gegen die weniger tüchtigen durchsetzten und den Gang der Geschichte bestimmten.

Dafür lässt sich zum Beispiel anführen, dass durch den Sieg des Cyrus über Babylon ein Weltreich mit einer überlegenen Kultur im Vorderen Orient entstand und dass dann wiederum der Sieg Alexanders des Großen über die Perser der griechischen Kultur den Weg durch die Länder vom Nil bis zum Indus bahnte. Umgekehrt ereignete sich aber auch als Folge eines Krieges, dass eine höhere Kultur durch eine weniger hohe verdrängt wurde. Dies geschah, als die Araber im Verlaufe des 7. und zu Beginn des 8. Jahrhunderts die Herren von Persien, Kleinasien, Palästina, Nordafrika und Spanien wurden, wo bisher die griechisch-römische Kultur geherrscht hatte.

Es verhält sich mit dem Kriege also wohl so, dass er sowohl für den Fortschritt als gegen ihn arbeiten kann.

Für den modernen Krieg jedoch kann noch mit weniger Zuversicht angenommen werden, dass durch ihn ein Fortschritt zustande kommt. Was er heute als Übel bedeutet, fällt viel schwerer ins Gewicht als früher.

Merkwürdig ist, dass man die Tatsache der großen Machtmittel, mit denen er nunmehr geführt wird, am Ende des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts günstig werten zu können glaubte. Man wollte daraus folgern, dass die Entscheidung viel schneller als in früheren Zeiten herbeigeführt werde und man also mit ganz kurzen Kriegen zu rechnen habe. Das wurde als selbstverständlich angesehen.

Das Übel des Krieges glaubte man damals auch deshalb als relativ gering einschätzen zu können, weil man mit einer fortschreitenden Humanisierung der Kriegführung rechnete. Ausgangspunkt zu dieser Annahme waren die Verpflichtungen, welche die Völker auf Grund der Bemühungen des Roten Kreuzes in der Genfer Konvention von 1864 aufgenommen hatten. Sie garantierten einander die Pflege der Verwundeten und die humane Behandlung der Kriegsgefangenen. In Aussicht genommen wurde weitgehende Rücksicht auf die Zivilbevölkerung. Damit war Bedeutendes erreicht, das in den folgenden Kriegen Hunderttausenden zugutekommen sollte. Aber in Ansehung des mit den neuzeitlichen Mitteln des Tötens und Zerstörens so maßlos gewordenen Übels des Krieges war es so wenig, dass von einer Humanisierung eigentlich nicht die Rede sein konnte.

Miteinander erlaubten die Theorie der Kürze eines kommenden Krieges und die seiner weitgehenden Humanisierung, dass man ihn, als er 1914 Tatsache wurde, im Allgemeinen nicht so schwernahm, wie es hätte der Fall sein sollen. Man betrachtete ihn als ein die

politische Luft reinigendes Gewitter und hoffte, er werde dem Wettrüsten, das die Völker in Schulden gestürzt hatte, ein Ende setzen.

Neben leichtfertigen Äußerungen, in denen er um irgendeines erwarteten Vorteils willen gutgeheißen wurde, hörte man auch die ernstere und edlere, dass er der letzte Krieg sein müsse und sein werde. In der Überzeugung, für das Anbrechen einer Zeit ohne Kriege zu kämpfen, sind damals viele brave Soldaten ins Feld gezogen.

In diesem und in dem 1939 ausbrechenden Krieg erwiesen sich die beiden Theorien als völlig unzutreffend. In beiden wurde Jahre hindurch in inhumanster Weise gekämpft und zerstört. Eine Steigerung des Übels fand noch dadurch statt, dass nicht zwei einzelne Völker, wie im Kriege 1870, gegeneinander angingen, sondern zwei große Gruppen von Völkern. So wurde ein großer Teil der Menschheit davon betroffen.

Weil offenbar ist, ein wie furchtbares Übel ein Krieg in unserer Zeit ist, darf nichts unversucht bleiben, ihn zu verhindern. Insbesondere muss dies noch aus einem ethischen Grunde geschehen. Wir haben uns in den beiden letzten Kriegen grausiger Unmenschlichkeit schuldig gemacht und würden es in einem kommenden noch weiter tun. Dies darf nicht sein. Wagen wir die Dinge zu sehen, wie sie sind. Es hat sich ereignet, dass der Mensch ein Übermensch geworden ist. Sein Übermenschentum besteht darin, dass er aufgrund seiner Errungenschaften des Wissens und Könnens nicht nur über die in seinem Körper gegebenen physischen Kräfte verfügt, sondern auch solchen, die in der Natur vorhanden sind, gebietet und sie in Dienst nehmen kann. Als Mensch konnte er zum Töten auf Entfernung nur die körperliche Kraft verwenden, mit der er den Bogen spannte, um mit ihm den Pfeil zu verschicken. Als Übermensch kommt er dazu, sich die Energie, die bei der raschen Verbrennung eines gewissen Gemisches von chemischen Stoffen frei wird, durch eine dazu erfundene Vorrichtung zunutze zu machen. Dies erlaubt ihm, von einem viel wirksameren Geschoss Gebrauch zu machen und es auf eine viel größere Entfernung zu versenden. Der Übermensch leidet aber an einer verhängnisvollen geistigen Unvollkommenheit. Er bringt die übermenschliche Vernünftigkeit, die dem Besitz übermenschlicher Macht entsprechen sollte, nicht auf. Dieser bedürfte er, um von der von ihm errungenen Macht nur zur Verwirklichung des Sinnvollen und Guten, nicht auch zum Töten und Vernichten Gebrauch zu machen. Darum sind ihm die Errungenschaften des Wissens und Könnens mehr zum Verhängnis als zum Gewinn geworden.

Bezeichnend ist in dieser Hinsicht, dass sich ihm die erste große Entdeckung, die Verwendung der bei rascher Verbrennung entstehenden Explosionskraft, zunächst nur als Mittel zum Töten auf Entfernung anbot.

Die Eroberung der Luft durch den Verbrennungsmotor bedeutete eine große Errungenschaft. Als bald wird von ihr als einer Möglichkeit zum Töten und Zerstören aus der Höhe Gebrauch gemacht. Damit wird nun vollends offenbar, was man sich vorher nicht recht eingestehen wollte, dass der Übermensch mit dem Zunehmen seiner Macht zugleich immer mehr zum armseligen Menschen wird. Um der Vernichtung aus der Höhe nicht völlig ausgeliefert zu sein, muss er sich, gleich dem Getier des Feldes, in der Erde verkriechen. Zugleich muss er sich darein ergeben, dass nun eine bisher unvorstellbare Vernichtung von Werten statthaben wird.

Schließlich ergibt sich als weitere Entdeckung die Kenntnis der bei der Auflösung des Atoms frei werdenden ungeheuren Kräfte und ihrer Verwendbarkeit. Nach einiger Zeit stellt sich dann aber heraus, dass die Zerstörungsgewalt einer vervollkommenen Bombe dieser Art ins Unberechenbare geht und dass bereits ins Große gehende Versuche mit ihr zu Katastrophen führen können, die die Existenz der Menschheit in Frage stellen. Nun erst tut sich das Grauensvolle unserer Existenz vor uns auf, und die Frage, was aus uns werden soll, stellt sich uns unabweisbar.

Was uns aber eigentlich zu Bewusstsein kommen sollte und schon lange zuvor hätte kommen sollen, ist dies, dass wir als Übermenschen Unmenschen geworden sind. Wir haben es geschehen lassen, dass in den Kriegen Menschen in Menge — im zweiten Weltkrieg an die 20 Millionen — vernichtet wurden, dass durch Atombomben ganze Städte mit ihren Bewohnern zu nichts wurden, dass durch Brandbomben Menschen zu lodernden Fackeln wurden. Wir nahmen solche Geschehnisse in Radiosendungen und in Zeitungen zur Kenntnis und beurteilten sie danach, ob sie einen Erfolg der Völkergruppe, der wir zugehören, oder unserer Gegner bedeuteten. Wenn wir uns eingestanden, dass dieses Geschehen aus einem unmenschlichen Tun bestehe, taten wir es mit dem Gedanken, dass wir durch die gegebene Tatsache des Krieges dazu verurteilt seien, es geschehen zu lassen. Indem wir uns so ohne weiteres in dieses Schicksal ergeben, machen wir uns der Unmenschlichkeit schuldig.

Die Erkenntnis, die uns heute nützt, ist die, dass wir miteinander der Unmenschlichkeit schuldig sind. Das furchtbare Erlebnis muss uns dazu aufrütteln, alles zu wollen und zu erhoffen, was eine Zeit heraufführen kann, in der Kriege nicht mehr sein werden. Dieses Wollen und Hoffen kann nur noch darauf gehen, dass wir durch einen neuen Geist die höhere Vernünftigkeit erreichen, die uns von dem unseligen Gebrauch der uns zu Gebote stehenden Macht abhält.

Der erste, der es wagte, rein ethische Erwägungen gegen den Krieg geltend zu machen und eine durch ethisches Wollen geleitete höhere Vernünftigkeit zu fordern, war der große Humanist Erasmus von Rotterdam (1469-1539). Er tat es in seiner 1517 gedruckten lateinischen Schrift *Querela Pacis* (Klage des Friedens). In ihr lässt er den Frieden redend auftreten und Gehör verlangen.

Er fand auf seinem Wege wenig Nachfolger. Es galt als Utopie, von der Geltendmachung einer ethischen Notwendigkeit etwas für die Sache des Friedens zu erwarten. Dieser Ansicht ist sogar Immanuel Kant (1724-1804). In seiner 1795 erschienenen Schrift „Zum ewigen Frieden“ und in anderen Veröffentlichungen, in denen er auf die Frage des Friedens zu sprechen kommt, setzt er für dessen Verwirklichung sein Vertrauen nur darauf, dass ein Völkerrecht, nach dem eine internationale schiedsrichterliche Behörde in Streitfällen zwischen den Völkern entscheidet, immer größere Autorität erlangt. Diese soll sich allein auf die immer größere Ehrfurcht gründen, die man, aus rein praktischen Erwägungen, dem Rechte als solchem mit der Zeit entgegenbringen werde. Fort und fort betont Kant, dass man für die Idee eines Völkerbundes nicht ethische Gründe anführen solle, sondern sie als eine Sache des zu vervollkommnenden Rechts anzusehen habe. Er meint, dass die Vervollkommnung in einem wie von selbst kommenden Fortschritt statthaben werde. Seiner Ansicht nach wird die „große Künstlerin Natur“ durch den Gang der geschichtlichen Dinge und durch die Not der Kriege die Menschen, wenn auch nur ganz allmählich, im Verlaufe einer sehr, sehr langen Zeit, dazu bringen, dass sie sich über ein den dauernden Frieden gewährleistendes Völkerrecht einigen werden.

Den Plan eines Völkerbundes mit schiedsrichterlichen Befugnissen hat mit einiger Klarheit zuerst Sully (1560-1641), der Freund und Minister König Heinrichs IV. von Frankreich, in seinen Memoiren entwickelt. In ausführlicher Weise wurde er dann im 18. Jahrhundert in drei Schriften des Abbe Castel de Saint-Pierre (1658-1743) behandelt, deren bedeutendste den Titel „Projet de Paix perpétuelle entre les souverains Chrétiens“ führt. Kant hatte Kenntnis von den in ihnen vorgetragenen Gedanken. Wahrscheinlich verdankt er sie einer 1761 veröffentlichten Schrift von Jean Jacques Rousseau, in der dieser eine Zusammenfassung derselben bietet.

Heute sind wir in der Lage, aus Erfahrung über den Völkerbund in Genf und über die Organisation der Vereinten Nationen (UNO) reden zu können.

Institutionen dieser Art können Bedeutendes leisten, indem sie in entstehenden Streitigkeiten zu vermitteln suchen, die Initiative zu Beschlüssen und zu gemeinsamen Unternehmungen der Nationen ergreifen und was dergleichen wertvolle, zeitgemäße Dienstleistungen mehr sind. Eine der größten Taten des Genfer Völkerbundes war 1922 die Schaffung eines internationale Gültigkeit besitzenden Passes für die durch den Krieg staatenlos gewordenen Personen. In welcher Lage hätten diese sich befunden, wenn der Genfer Völkerbund, von Fridtjof Nansen angeregt, sich um diesen Ersatz-Pass nicht bemüht hätte! Wie wäre es den Flüchtlingen und Vertriebenen nach dem zweiten Weltkrieg ergangen, wenn es die Uno nicht gegeben hätte, die sich ihrer annehmen konnte!

Aber den Zustand des Friedens herbeizuführen, haben diese beiden Institutionen nicht vermocht. Sie bemühten sich vergeblich darum, weil sie es in einer Welt unternahmen mussten, in der keine auf die Verwirklichung des Friedens gehende Gesinnung vorhanden war. Als juristische Institutionen konnten sie diese Gesinnung nicht schaffen. Dies vermag nur der ethische Geist. Kant hat sich geirrt, als er für das Friedensunternehmen ohne diesen ethischen Geist auskommen wollte. Der Weg, den er nicht beschreiten wollte, muss begangen werden.

Überdies steht uns ja die sehr, sehr lange Zeit, mit der er für die Hinbewegung auf den Frieden rechnet, gar nicht zur Verfügung. Die Kriege von heute sind Vernichtungskriege, nicht solche, wie er voraussetzte. Entscheidendes für die Sache des Friedens muss bald in Angriff genommen und geleistet werden. Auch hierzu ist allein der Geist fähig.

Kann aber der Geist wirklich ausrichten, was wir ihm in unserer Not zutrauen müssen?

Man darf von seiner Kraft nicht gering denken. Er ist es ja, der sich in der Geschichte der Menschheit betätigt. Es wirkt die Humanitätsgesinnung, aus der aller Fortschritt zur höheren Daseinsweise des Menschen kommt. In der Humanitätsgesinnung sind wir uns selber treu; in ihr sind wir fähig, schöpferisch zu sein. In der Gesinnung der Inhumanität sind wir uns selber untreu und damit allem Irren ausgeliefert.

Zu welcher Macht der Geist es bringen kann, ist im Verlaufe des 17. und 18. Jahrhunderts offenbar geworden. Er hat damals die Völker Europas, unter denen er auftrat, aus dem Mittelalter herausgeführt, indem er dem Aberglauben, den Hexenprozessen, der Folter und so mancher überlieferten Grausamkeit und Torheit ein Ende machte. Anstelle des Alten hat er ein Neues gesetzt, welches den, der dieses Geschehen verfolgt, immer wieder erstaunen lässt. Was wir an wahrer, innerlicher Kultur je besessen haben und noch davon besitzen, geht auf jenes Auftreten des Geistes zurück.

In der Folgezeit hat er dann an Kraft eingebüßt, hauptsächlich, weil er in der Welterkenntnis, wie sie sich aus der naturwissenschaftlichen Forschung ergab, sein ethisches Wesen nicht begründen konnte. Ein anderer Geist, der sich über den Weg, auf dem die Menschheit vorankommen sollte, nicht klar war und nur niedrigere Ideale kannte, hat ihn abgelöst. Nun muss er, sollen wir nicht zugrunde gehen, wieder die Führung übernehmen. Wiederum hat er ein Wunder zu vollbringen, wie zu der Zeit, als er die europäischen Völker aus dem Mittelalter herausführte, und ein noch größeres, als das damalige.

Der Geist ist nicht tot. Er lebt in der Verborgenheit. Dass er ohne eine seinem ethischen Wesen entsprechende, wissenschaftlich zu begründende Welterkenntnis sein musste, hat er überwunden. Es ist ihm aufgegangen, dass er sich aus nichts anderem zu begründen hat als aus dem eigentlichen Wesen des Menschen. Die gewonnene Unabhängigkeit von der Welterkenntnis erweist sich ihm als ein Gewinn.

Weiter ist er zu der Einsicht gelangt, dass das Mitempfinden, in dem die Ethik wurzelt, seine rechte Tiefe und Weite nur hat, wenn es nicht einzig auf Menschen, sondern auf alle lebendigen Wesen geht. Neben die bisherige, der letzten Tiefe und Weite und Überzeugungskraft ermangelnde Ethik ist die der Ehrfurcht vor dem Leben getreten und findet Anerkennung.

Wir wagen wieder, uns an den ganzen Menschen, das heißt an sein Denken und sein Empfinden, zu wenden und ihn anzuhalten, Kenntnis von sich selbst zu nehmen und sich selber treu zu sein. Wir wollen wieder unser Vertrauen in das, was in seinem Wesen liegt, setzen. Erfahrungen, die wir machen, bestärken uns darin.

Im Jahre 1950 erschien ein Buch unter dem Titel „Dokumente der Menschlichkeit“. Herausgeber waren Hochschullehrer der Göttinger Universität, die die furchtbare Massenausreibung der Deutschen aus den Ostländern anno 1945 mitgemacht hatten. In schlichter Weise lassen sie darin Flüchtlinge erzählen, was sie in ihrer Not von Menschen, die den ihnen feindlich gesinnten Völkern angehörten und darum in Hass gegen sie hätten verfahren sollen, Gutes Empfangen haben. Kaum je habe ich ein Buch mit solcher Ergriffenheit gelesen. Es kann denen, die den Glauben an die Menschheit verloren haben, ihn zurückgeben.

Von dem, was in der Gesinnung der Einzelnen und damit in der der Völker zur Ausbildung gelangt, hängt das Kommen oder das Ausbleiben des Friedens ab. Dies gilt für unsere Zeit noch mehr als für eine frühere. Erasmus, Sully, der Abbe Castel de Saint Pierre und andere, die sich vordem mit der Sache des Friedens beschäftigten, hatten es nicht mit den Völkern, sondern deren Fürsten zu tun. Ihre Bemühungen zielten darauf, diese zu bewegen, eine übernationale Behörde mit schiedsrichterlichen Befugnissen zu schaffen, welche die entstehenden Streitigkeiten zu schlichten hätte. Als erster schaut, in seiner Schrift „Zum ewigen Frieden“, Kant auf die Zeit aus, wo die Völker sich selber regieren und es also selbst mit dem Problem der Erhaltung des Friedens zu tun haben werden. Und er wertet dies als einen Fortschritt. Seiner Meinung nach werden sie sich mehr als die Fürsten zur Aufrechterhaltung des Friedens bewegen fühlen, weil sie es sind, die alle Übel des Krieges zu erleiden haben.

Gekommen ist nun die Zeit, wo die Regierenden sich als Vollstrecker des Volkswillens zu betrachten haben. Kants Ansicht von der natürlichen Friedensliebe des Volkes hat sich aber nicht bewahrheitet. Als Wille einer Vielheit ist der Volkswille der Gefahr, unbeständig zu

sein, durch Leidenschaftlichkeit von der rechten Vernünftigkeit abzukommen und des erforderlichen Verantwortungsbewusstseins zu ermangeln, nicht entgangen. Nationalismus übelster Art hat sich in beiden Kriegen betätigt und kann zur Zeit als das größte Hemmnis einer zwischen den Völkern sich anbahnenden Verständigung gelten.

Viel übler Nationalismus ist auch in der Welt draußen anzutreffen, insbesondere bei Völkern, die früher in den Kolonien, unter der Bevormundung der Weißen lebten, neuerdings aber selbstständig wurden. Hier besteht die Gefahr, dass sie als einziges Ideal ihren naiven Nationalismus besitzen. Durch ihn ist in so manchen Gebieten der bisher in ihnen bestehende Frieden gefährdet.

Auch diese Völker können über ihren Nationalismus nur durch Humanitätsgesinnung hinauskommen. Wie aber soll diese Wandlung zustande kommen? Wenn der Geist in uns mächtig wird und uns von der veräußerlichten Kultur zu der in der Humanitätsgesinnung gegebenen innerlichen zurückführt, wird er durch uns auch auf sie wirken. Alle Menschen, auch die primitiven und halbzivilisierten, tragen in ihrer Eigenschaft als mitempfindendes Wesen die Fähigkeit zur Humanitätsgesinnung in sich. Sie ist in ihnen als ein Brennstoff gegeben, der darauf wartet, durch eine hinzukommende Flamme entzündet zu werden.

Bei einer Reihe von Völkern, die zu einer gewissen Kultur gelangt waren, ist die Idee, dass einmal ein Friedensreich kommen müsse, zur Ausbildung gelangt. In Palästina tritt sie zum ersten Mal beim Propheten Amos im 8. Jahrhundert v. Chr. auf und lebt sich dann als Hoffnung auf ein Reich Gottes in der jüdischen und christlichen Religion aus. Sie gehört der Lehre an, die die großen Denker Chinas, Lao Tse und Kung Tse im 6. Jahrhundert v. Chr., Mi Tse im 5., Meng Tse im 4. und ihre Schüler vertreten. Sie findet sich bei Tolstoi (1828-1920) und anderen europäischen Denkern. Man hat sie als eine Utopie angesehen. Heute aber liegen die Dinge so, dass sie irgendwie zur Wirklichkeit werden muss, wenn die Menschheit nicht untergehen soll.

Ich bin mir bewusst, in dem, was ich über das Problem des Friedens gesagt habe, nichts wesentlich Neues gebracht zu haben. Ich bekenne mich zu der Überzeugung, dass wir es nur dann lösen können, wenn wir den Krieg aus dem ethischen Grund, weil er uns der Unmenschlichkeit schuldig werden lässt, verwerfen. Schon Erasmus von Rotterdam und einige nach ihm haben dies als die Wahrheit, die es einzusehen gilt, verkündet.

Das einzige, was ich für mich in Anspruch zu nehmen wage, ist, dass bei mir mit dieser Wahrheit die aus dem Denken kommende Gewissheit einhergeht, dass der Geist in unserer Zeit ethische Gesinnung zu schaffen vermag. Aus dieser Gewissheit verkünde ich diese Wahrheit, in der Hoffnung, dazu beizutragen, dass sie nicht als eine Wahrheit, die sich in Worten gut ausnimmt, aber für die Wirklichkeit nicht in Betracht kommt, beseite gelegt wird. So manche Wahrheit ist lange oder ganz unwirksam geblieben, allein deshalb, weil die Möglichkeit, dass sie Tatsache werden könnte, nicht in Betracht gezogen wurde.

Nur in dem Maße, als durch den Geist eine Gesinnung des Friedens in den Völkern aufkommt, können die für die Erhaltung des Friedens geschaffenen Institutionen leisten, was von ihnen verlangt und erhofft wird.

Noch aber leben wir in der Zeit der Friedlosigkeit, Noch müssen sich die einen Völker durch die anderen bedroht fühlen. Noch muss jedem das Recht zugestanden werden, sich mit den furchtbaren Mitteln, über die wir verfügen, zu seiner Selbstverteidigung bereit zu halten.

In dieser Zeit schauen wir aus nach einem ersten Zeichen des Wirkens jenes Geistes, dem wir uns anvertrauen müssen. Es kann in nichts anderem bestehen, als dass die Völker damit beginnen, das, was sie sich im letzten Krieg angetan haben, nach Möglichkeit wiedergutzumachen. Viele Tausende von Gefangenen und Deportierten warten darauf, dass sie endlich in die Heimat zurückkehren dürfen, ungerecht in der Fremde Verurteilte, dass sie freigesprochen werden, nicht zu reden von so vielen anderen Ungerechtigkeiten an Einzelnen, die wiedergutzumachen sind.

Im Namen aller derer, die sich um den Frieden bemühen, wage ich die Völker zu bitten, diesen ersten Schritt auf dem Wege zu tun. Keines vergibt sich dabei etwas von seinem Ansehen, keines verliert dabei etwas von der Macht, die es zu seiner Selbsterhaltung für erforderlich hält.

Wird so mit der Liquidierung des hinter uns liegenden grausigen Krieges ein Anfang gemacht, dann kann etwas von Vertrauen zwischen den Völkern aufkommen. Vertrauen ist für alle Unternehmungen das große Betriebskapital, ohne welches kein nützliches Werk auskommen kann. Es schafft auf allen Gebieten die Bedingungen gedeihlichen Geschehens. In der so geschaffenen Atmosphäre des Vertrauens kann dann die vernünftige Regelung der Probleme, wie sie durch die beiden Kriege gegeben sind, in Angriff genommen werden.

Ich glaube, hier den Gedanken und dem Hoffen von Millionen von Menschen, die in unseren Gegenden in der Angst um den Frieden leben, Ausdruck gegeben zu haben. Mögen meine Worte zu denen gelangen, die jenseits des Grabens in derselben Angst leben wie wir, und in der Bedeutung, die sie haben wollen, aufgenommen werden.

Mögen die, welche die Geschicke der Völker in den Händen haben, darauf bedacht sein, alles zu vermeiden, was die Lage, in der wir uns befinden, noch schwieriger gestalten und uns noch weiter gefährden könnte, mögen sie das wunderbare Wort des Apostels Paulus beherzigen: „So viel an euch liegt, habt mit allen Menschen Frieden.“ Es gilt nicht nur den Einzelnen, sondern auch den Völkern. Mögen sie in dem Bemühen um die Erhaltung des Friedens miteinander bis an die äußerste Grenze des Möglichen gehen, das dem Geiste zum Erstarren und zum Wirken Zeit gegeben bleibe!

Entnommen: Albert SCHWEITZER: Die Ehrfurcht vor dem Leben. Grundtexte aus fünf Jahrzehnten, München 2008⁹, 113-128.

Mein Wort an die Menschen

„Ich rufe die Menschen auf zur Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben. Diese Ethik macht keinen Unterschied zwischen wertvollerem und weniger wertvollem, höheren und niederem Leben. Sie lehnt eine solche Unterscheidung ab. Denn der Versuch, allgemeingültige Wertunterschiede zwischen den Lebewesen anzunehmen, läuft im Grund darauf hinaus, sie danach zu beurteilen, ob sie uns Menschen nach unserem Empfinden näher oder ferner zu stehen scheinen. Das aber ist ein ganz subjektiver Maßstab. Wer von uns weiß denn, welche Bedeutung das andere Lebewesen an sich und im Weltganzen hat? Die Konsequenz dieser Unterscheidung ist dann die Ansicht, dass es wertloses Leben gebe, dessen Vernichtung oder

Beeinträchtigung erlaubt sei. Je nach den Umständen werden dann unter wertlosem Leben Insekten oder primitive Völker verstanden.

Die unmittelbarste Tatsache im Bewusstsein des Menschen lautet: ‚Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.‘ Diese allgemeine Bejahung des Lebens ist eine geistige Tat, in der der Mensch aufhört dahinzuleben, in der er vielmehr anfängt, sich seinem Leben mit Ehrfurcht hinzugeben, um ihm seinen wahren Wert zu geben. Der auf diese Weise denkend gewordene Mensch erlebt zugleich die Notwendigkeit, allem Willen zum Leben die gleiche Ehrfurcht vor dem Leben entgegenzubringen wie dem eigenen. So erlebt er das andere Leben in dem seinen. Als gut gilt ihm alsdann: Leben auf seinen höchsten Wert bringen. Als böse gilt ihm: Leben schädigen oder vernichten, entwickelbares Leben an der Entwicklung hindern. Dies ist das absolute und denkwürdige Grundprinzip des Sittlichen. Durch die Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben kommen wir in ein geistiges Verhältnis zur Welt.

In meinem Leben habe ich immer versucht, in meinem Denken und Empfinden jugendlich zu bleiben, indem ich stets von neuem mit den Tatsachen und meiner Erfahrung um den Glauben an das Gute und Wahre gerungen habe. In dieser Zeit, in der Gewalttätigkeit sich hinter der Lüge verbirgt und so unheimlich wie noch nie die Welt beherrscht, bleibe ich dennoch überzeugt, dass Wahrheit, Friedfertigkeit und Liebe, Sanftmut und Gütigkeit die Gewalt sind, die über alle Gewalt ist. Ihnen wird die Welt gehören, wenn nur genug Menschen die Gedanken der Liebe und der Wahrheit, der Sanftmut und der Friedfertigkeit rein und stetig genug denken und leben.

Alle gewöhnliche Gewalt in dieser Welt schafft sich selber eine Grenze, denn sie erzeugt eine Gegengewalt, die ihr früher oder später ebenbürtig oder überlegen sein wird. Die Gültigkeit aber wirkt einfach und stetig. Sie erzeugt keine Spannungen, sie beseitigt Misstrauen und Missverständnisse. Indem sie Gütigkeit weckt, verstärkt sie sich selber. Deshalb ist sie die zweckmäßige und intensivste Kraft. Was ein Mensch an Gütigkeit in die Welt hinausgibt, das arbeitet an den Herzen der Menschen und an ihrem Denken. Unsere törichte Schuld ist, dass wir nicht ernst zu machen wagen mit der Gütigkeit. Wir wollen immer wieder die große Last wälzen, ohne uns dieses Hebels zu bedienen, der unsere Kraft ver Hundertfachen kann. Eine unermesslich tiefe Wahrheit liegt in dem Worte Jesu: ‚Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.‘

Wer durch menschliche Hilfe aus schwerer Not oder Krankheit gerettet wurde, der soll mithelfen, dass die, die heute in Not sind, einen Helfer bekommen, wie er einen hatte. Ich will glauben, dass sich genug Menschen finden werden, die sich zu Opfern der Dankbarkeit erbitten lassen werden für die, die jetzt in Not sind.

Die Not aber, in der wir bis heute leben, ist die Gefährdung des Friedens. Zur Zeit haben wir die Wahl zwischen zwei Risiken. Das eine besteht in der Fortsetzung des unsinnigen Wettrüstens in Atomwaffen und der damit gegebenen Gefahr des Atomkriegs, das andere im Verzicht auf Atomwaffen und in dem Hoffen, dass Amerika, die Sowjetunion und die mit ihnen in Verbindung stehenden Völker es fertigbringen werden, in Verträglichkeit und Frieden nebeneinander zu leben. Das erste Risiko enthält keine Möglichkeit einer gedeihlichen Zukunft, aber das zweite. Wir müssen das zweite wagen.

Die Theorie, man könne den Frieden dadurch erhalten, dass man den Gegner durch atomare Aufrüstung abschreckt, kann für die heutige Zeit mit ihrer so gesteigerten Kriegsgefahr nicht mehr in Betracht gezogen werden. Das Ziel, auf das von jetzt bis in alle Zukunft der Blick

gerichtet bleiben muss, ist, dass völkerentzwehende Fragen nicht mehr durch Kriege entschieden werden können. Die Entscheidung muss friedlich gefunden werden. Mögen die, welche die Geschicke der Völker in Händen haben, darauf bedacht sein, alles zu vermeiden, das die Lage, in der wir uns befinden, noch schwieriger und gefährvoller gestalten könnte. Mögen sie das wunderbare Wort des Apostels Paulus beherzigen: ‚Soviel an euch liegt, habt mit allen Menschen Frieden!‘ Es gilt nicht nur den einzelnen, sondern auch den Völkern. Mögen sie im Bemühen um die Erhaltung des Friedens miteinander bis an die äußerste Grenze des Möglichen gehen, damit dem Geiste der Menschlichkeit und der Ehrfurcht vor allem Leben zum Erstarren und zum Wirken Zeit gegeben werde.“

Albert SCHWEITZER: Mein Wort an die Menschen, abgedruckt in: Albert Schweitzer: Werke aus dem Nachlass. VIII. Vorträge, Vorlesungen, Aufsätze, München 2003, 398-400.